

23. Internationaler Kongress Renovabis 2019

„Kirche in der Großstadt. Herausforderungen für die Pastoral in Ost und West“

(München, Hochschule für Philosophie, 11./12. September 2019)



Michael Stavarič

Kultur der Großstadt im Wandel – literarische Zugänge eines Sprachwanderers

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

die Formulierung „literarische Zugänge“ deutet es bereits in der Überschrift an – es erwartet Sie nunmehr kein fachlicher Vortrag zum besagten Thema, vielmehr eine, in aller gebotenen Kürze, machbare Reise bzw. nahezu schon eine anekdotisch-essayistische Zeitreise entlang einiger meiner Erinnerungen, die den Wandel an unterschiedlichen Orten erkennbar, und nicht zuletzt diverse Städte und urbane Landschaften als Lebens- und Inspirationsraum erfahrbar macht.

Ich möchte Sie mit den kommenden Geschichten, Betrachtungen und Anmerkungen zu einigen Begrifflichkeiten und Großstädten dafür gewinnen, sich selbst über Orte

und Worte Gedanken zu machen. Ich bin mir zudem sicher, dass Sie in den eigenen Erinnerungen so manches Spannende dazu wiederentdecken können, denn: Es ist zwar alles im Wandel, doch vermag unser Kopf einen „Schnappschuss“ einer Stadt bzw. einer ganzen Zeit anzufertigen. Und damit meine ich folglich nicht unbedingt die Betrachtung und Auseinandersetzung mit baulichen Maßnahmen, neuen Gebäuden, Straßen und so weiter, vielmehr geht es in diesen Erinnerungen um Gerüche, Farben, Geräusche, Lichtverhältnisse und Ähnliches, schlussendlich um alles, was eine Bindung und Beziehung zu einem Ort nachhaltig erklärt.

Last but not least hoffe ich natürlich darauf, Sie für eine Reise zu den mir wichtigen, da überaus initiationsträchtigen Orten zu motivieren, welche ich in meinem Vortrag „streifen“ werde, die da überwiegend wären: Brunn, Prag und Wien. Und gewiss auch New York, wo ich ein Weilchen wohnen, arbeiten und leben durfte, nun ja, vielleicht wäre es exakter, dies in einer anderen Reihenfolge zu formulieren: ... wo ich also arbeiten, wohnen und ein bisschen leben durfte. Doch wie es schon der wunderbare Karl Kraus auszudrücken wusste: *Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll, nicht viel – Asphalt, Straßenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung und Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selbst!*

Städte (und Menschen) lassen sich an ihrem Gang (Werdegang) erkennen

Bekanntlich ist ja alles seit je her im Wandel, wir betrachten Städte zunächst mit Kinderaugen (in der Kindheit fällt dies erfahrungsgemäß am Leichtesten), später versuchen wir sie uns beruflich zu eigen zu machen, sie zu entdecken, mit ihnen zu verschmelzen, unsere persönlichen Freiheiten in ihnen zu entfalten (während unserer Ausbildung, dem Studium, der ersten Anstellung), wir treffen Entscheidungen, wo wir leben, wo wir Eigentum erwerben, demnach wirklich „wohnen“ wollen, wir wägen ab, was unserem Lebensmittelpunkt entsprechen soll und ob es das noch immer tut – und nicht zuletzt machen wir uns früher oder später Gedanken darüber, wo wir bestattet sein wollen, denn: Ein neuerlicher Umzug ist danach ziemlich ausgeschlossen. Und dies alles selbstverständlich im Kontext eines immer doch chaotischen Weltenlaufes, mit all seinen politischen Umbrüchen, Grenzverschiebungen, Wirtschaftskrisen, Katastrophen und Co.

Das Leben ist demnach wahrlich eine große und gewiss auch unsichere Reise, die uns an Städte und Orte führt, die wir uns möglicherweise gar nicht ausgemalt hatten, während vermeintliche „Sehnsuchtsorte“ in immer weitere Ferne rücken. Robert Musil notierte einst: *„Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen, wie Menschen.“* Und Sie ahnen es, meine sehr geehrten Damen und Herren, alles nimmt auch heute seinen Gang, die Dinge nehmen schlicht ihren Lauf, und selbst die auf den ersten Blick in ihrer Substanz unbelebten Städte werden in unserem Bewusstsein zu agierenden Individuen. Sie erwachen mit etwas Glück in unserem Kopf zum Leben, schlendern neben uns her, geleiten uns bisweilen freundschaftlich, rauben uns ein andermal die Luft zum Atmen, sie prägen unsere Persönlichkeit und verändern beinahe schon unseren genetischen Code, denn: Städte haben etwas zutiefst Identitätsstiftendes. Und um diese Orte im Laufe seines Lebens zu erreichen, muss man sich auf eine Reise begeben ...

Das Reisen ist des Müllers Lust, Teil I

Streng genommen ist ja das „Wandern des Müllers Lust“, so hat dies jedenfalls ein gewisser Wilhelm Müller im Jahre 1821 in einem Gedicht festgehalten, das im Jahre 1823 vom österreichischen Komponisten Franz Schubert vertont worden war. Es zählt heute zu den populärsten und beliebtesten deutschen Volksliedern, gewiss ist es Ihnen vertraut: *Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern. Das muss ein schlechter Müller sein, dem niemals fiel das Wandern ein, das Wandern ...*

Nun ja, eigentlich kann ich es Ihnen auch gleich einspielen, hier in einer Version von: Jonas Kaufmann: „Das Wandern ist des Müllers Lust“

[https://www.youtube.com/watch?v=_9LYedazT24]

Es war tatsächlich eines der ersten Lieder, das man mir im österreichischen Kontext, ich meine damals bei den Pfadfindern, beigebracht hat – und ich bin völlig unversehens bei der Vorbereitung dieses Vortrages darauf gestoßen. Eigentlich machte ich mir gerade Gedanken darüber, was ein Unterwegs-Sein (auch im philosophischen Sinne) alles beinhaltet, um von A nach B zu gelangen, von einer Stadt in die nächste, von einem Leben in ein neues, dazu ist eine Reise schließlich unerlässlich.

Das tschechische Wort für Reise „cesta“ stammt aller Wahrscheinlichkeit nach von einem slawischen „cestiti“ ab, also einem heutigen „cistiti“, ein „reinigen“ und „klären“, doch im übertragenen Sinne schwingt selbstverständlich das „Reine“ und „Klare“ mit; der Weg, die Reise als hehre Offenbarung, Erkenntnis und Überwindung seiner selbst. Das Verschmutzte, die Sünde möglicherweise, fällt gleichsam von einem ab, das Reisen wird zu einer rituellen Reinigung.

Am Anfang seines Buches „Reisen von Philosophen und Reisephilosophien“ verfolgt ein gewisser Lucien Guirlinger nicht ohne Absicht die Etymologie des französischen Begriffs der Reise (voyage). „Voyage“ sei, wie übrigens auch das italienische „viaggio“, vom Lateinischen „via“ hergeleitet, und beinhalte das „auf dem Weg sein“. Noch direkter ließe sich „voyage“ auf „veiage“ zurückführen, ein französisches Wort des 11. Jahrhunderts, dessen Akzent mehr auf dem Weg, der zurückzulegen ist, als auf dem Gehen oder Fahren selbst liegt; Sie kennen gewiss die platte Attitüde: Der Weg ist das Ziel.

Die heutige Bedeutung von „voyage“ – als Fahrt zu einem entfernten Ort –, die ab dem 15. Jahrhundert anzutreffen ist, stellt nach Guirlingers Ansicht eine unzureichende Definition im Französischen dar, weil sie die Reise auf eine räumliche Bewegung bzw. eine objektive Realität reduziert, während die Reise doch vor allem auch eine Geisteshaltung sein muss.

Der deutsche Begriff „Reise“, aus dem Vordeutschen „raiso“, „Aufbruch, Reise bzw. Losgang“, ist abgeleitet vom gemeingermanischen Verb „reisa“ und bedeutet „aufgehen, sich erheben“ (wie im Englischen die Sonne). Die Ausgangsbedeutung von „Reise“ ist also eine andere als diejenige von „voyage“ und weist in die Richtung von „ausreißen“, „von etwas weg wollen“ – das Tschechische scheint mir jedenfalls die sprachlichen Konnotationen des Französischen und Deutschen zu vereinen. Das englische „travel“ wiederum hängt mit dem französischen „travail“ (Arbeit) zusammen;

beide Worte haben eine gemeinsame Quelle: das lateinische „trepalium“, welches ein Folterinstrument bezeichnete und ergo irgendwann auch zum Synonym für Folter (daher auch „torture“ etc.) wurde. Es wanderte später in das Altfranzösische als ein „travailler“ und nahm dort die Bedeutung von „peinvoller, harter Arbeit“ an. Letztere Bedeutung von „travailler“ übernahm wiederum das Englische, wandelte diese aber schnell zu einem „travel“ im Sinne von „wearisome journey“ (ermüdende Reise), wahrscheinlich war dies den vielen Schwierigkeiten geschuldet, die ein Unterwegs-Sein früher – denken wir nur an die Zeiten Homers, Shakespeares oder Goethes – mit sich brachte.

Reisen ist also, wenn ich dies mit Hilfe dieser Sprachen subsumiere, zunächst eine „ermüdende Folter“, ein „Ausreißen“ und „weg wollen“, ein „auf dem Weg sein“ (nicht unbedingt, um irgendein Ziel erreichen zu wollen), eine „räumliche Überbrückung von Entfernungen“, und – dem Tschechischen sei Dank – eine innere Reinigung, ja Läuterung.

Wenn Sie mich fragen, so sehe ich in all diesen Komponenten und Ingredienzien, die eine Reise tatsächlich zu einer solchen machen, zugleich Grundbedingungen einer Äußerung – das Reisen, die Sprache und die Literatur hängen eng zusammen; und die Orte und Städte, zu denen man sich begibt (oder begeben wird), prägen diese Äußerungen maßgeblich.

Mir persönlich liegt das Reisen im Blut, es war, ist und bleibt für mich eine unentwegt stattfindende Initiation. Vielleicht geht dies auch gar nicht anders mit meiner Biographie (zu dieser komme ich noch!), möglicherweise trat ich seit je her eine Flucht nach vorne an, reiste an die unterschiedlichsten Orte dieser Welt (u. a. Sidney, Taipeh, Hongkong, Bangkok), um mehr über mich und die Welt zu erfahren, ja um das „erfahrbar“ zu machen, was mir relevant scheint. Wer bin ich wirklich? Was hat mich verändert? Zu welchen Gedankengängen vermag ich anzuregen? Und was vermag ich über mir bekannte Großstädte, ihre Gesellschaften und den ihnen innewohnenden Wandel zu erzählen? Was weiß ich wirklich über Brünn, Prag, Wien und New York, das ich Ihnen mit auf den Weg geben möchte?

„Oft denke ich an meine Vagabundentage, und immer wieder wundere ich mich über die schnelle Reihenfolge, in der die Bilder in meiner Erinnerung auftauchen. So erinnere ich mich zum Beispiel eines sonnigen Sommermorgens in Harrisburg (Pennsylvanien), und wie glücklich er begann. Ich wurde ‚hereingebeten‘ zu zwei alten Fräulein, und zwar nicht in die Küche, sondern ins Speisezimmer, und sie saßen selbst mit mir am Tische. Wir aßen Eier aus Eierbechern! Es war das erstemal, daß ich Eierbecher sah oder von Eierbechern hörte. Ich gestehe, daß ich zuerst ein bißchen linkisch war; aber ich hatte Hunger und ließ mich nicht in Verlegenheit bringen ... Die beiden alten Damen mit ihren roten Bäckchen und ihren weißen Locken hatten nie zuvor das leuchtende Antlitz des Abenteurers gesehen, in ihr ereignisloses enges Dasein mit dem feinen Lavendelduft kam ich, ein frischer Luftzug aus der großen Welt ...“

Ich habe diesen Passus Jack Londons „Großem Buch der Abenteuer“ entnommen, einer Erzählung, die „Abenteuer am Schienenstrang“ schildert, zugleich einer Lektüre, die ich schon als Kind verschlungen hatte; das Vagabundenleben (Schausteller, Tramps, Stichwort: Charlie Chaplin etc.) entlang diverser Zugtrassen im fernen Amerika, es hörte sich einst ungemein reizvoll an. Und ich muss heute noch oft an

Londons Erzählungen denken, immer dann, wenn ich in einen Zug (oder irgendein anderes Vehikel) steige.

Züge stellen überhaupt ein Medium für mich dar, sie sind Orte keimender Abenteuer (so weit man das heute noch behaupten kann, fallweise wohl eher „abenteuerlicher Keime“) und Räume meiner Verschriftlichung: Das Aufblitzen der vorbeiziehenden Landschaften, das Aufschnappen von Gesprächen, die unentwegt wechselnden Mitreisenden, die zur Verfügung stehende Zeit, um zu schreiben, während man in eine neue Stadt rast (nun ja, manchmal tuckert man auch lediglich dahin), es sind mir ebenfalls stets wertvolle und identitätsstiftende Momente gewesen.

Charles Baudelaire behauptete einst, es sei ein Wesenszug der Dichter, dass sich diese nicht mit heimatlichen Horizonten zufrieden geben; und es sei auch deren Los, in einer gefallenen Welt zu leben, die sie mit Visionen und Träumen ausstatten. Zu Baudelaire muss ich anmerken, dass er ein Leben lang von Städten mit Häfen, Kais, Bahnhöfen, Eisenbahnen, Schiffen etc. angezogen wurde, er befand sich gern auf Reisen, denn nur so lassen sich wahrlich Geschichten erzählen.

Die Lektüre von Jack London war jedenfalls ein Grund, warum ich schon immer mal in Amerika leben wollte – und New York stand da ganz oben auf meiner Sehnsuchtsliste. Die Eltern wollten einst unbedingt die kommunistische Tschechoslowakei verlassen, um in die USA oder Kanada auszuwandern, sie erhofften sich dort ein sorgenfreies Leben. Wobei man festhalten darf, dass in eben diese beiden Länder in den sechziger und siebziger Jahren sehr viele tschechoslowakische Familien emigrierten, ja vor den Kommunisten flohen. Bald etwa war in Kanada der größte Exil-Verlag für tschechoslowakische Literatur entstanden, die „sixtyeight publishers“ in Toronto, die fortan alle wichtigen Werke tschechischer Autoren (wie etwa Bohumil Hrabal, Milan Kundera, Václav Havel, Jaroslav Seifert etc.) verlegten, um die Zensur in der Heimat zu umgehen.

Ich kann Ihnen, meine sehr geehrten Damen und Herren, jedoch an dieser Stelle eines verraten: Sehr viele tschechoslowakische Familien zog es in die USA und nach Kanada wegen des Eishockeys. Der tschechoslowakische Nationalsport Nr. 1 war der wahre Grund, warum sich so viele dorthin aufmachten: Die Söhne der jeweiligen Familien sollten dort in der NHL (der National Hockey League) spielen und so rasch sozial aufsteigen. Natürlich gelang dies schlussendlich den Wenigsten, doch finde ich es selbst heute noch kurios, dass Migrationsbewegungen in amerikanische bzw. kanadische Städte damals durch so etwas wie Eishockey mitbestimmt wurden. Und ich weiß dies vor allem deshalb ganz genau, weil auch meine Eltern einen solchen „Lebensweg“ für mich eingeplant hatten: Schon als kleines Kind spielte ich in Brünn Eishockey, bekam reichlich Training etc. – und alles ohne zu ahnen, dass dieser Sport nach der Flucht aus der Tschechoslowakei fortan in Kanada (oder den USA) mein Dasein hätte bestimmen sollen.

Als ich dann später als Erwachsener tatsächlich mehrfach nach Amerika (New York) reiste, um dort u. a. an einer Universität zu unterrichten, musste ich ständig an das Eishockey denken. Sobald ich im Uni-Alltag endlich etwas mehr Freizeit hatte, ging ich daher unverzüglich in den Madison Square Garden, um mir einige Eishockeyspiele anzuschauen, vor allem jene der Eishockeyclubs „New York Rangers“ und „New Jersey Devils“. Und ich stellte mir vor, dass dies vielleicht ja auch mein Leben hätte sein können, ich wäre in der englischen Sprache beheimatet, hätte einen völlig

anderen Berufsweg eingeschlagen, und die Literatur und mein Schreiben wären niemals Realität geworden. Ich hätte mein Leben in einer der amerikanischen oder kanadischen Großstädte verbracht, hätte mich niemals als „Mitteleuropäer“ empfunden, wäre, das kann ich Ihnen versichern, ein völlig anderer Mensch. Und weil ich schon den Terminus „Mitteleuropäer“ in den Mund genommen habe – wissen Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, wie man diesen Raum mit all seinen Städten (den ich heute als Heimat empfinde) am Vortrefflichsten zu definieren vermag? Legen Sie ein Augenmerk darauf, wo Ihnen auf oder in der Nähe einer Brücke die Statue des Hl. Nepomuk begegnet. Solange Sie nämlich dieses Bildnis zu finden vermögen, befinden Sie sich eindeutig in Mitteleuropa.

Und noch eine kleine Wahrheit: In Amerika fiel mir auf, dass ich auf die Frage nach meiner Herkunft stets antwortete: Ich bin Europäer. Befand ich mich in Skandinavien, England, Spanien oder so ähnlich, so verlautbarte ich: Ich bin Mitteleuropäer. Befand ich mich in der Tschechischen Republik, so entgegnete ich automatisch: Ich bin Österreicher. Und in Österreich? Dort war ich natürlich ein Tscheche... und so weiter und so fort!

Doch schweife ich wirklich ab, was ich gerne tue, selbst in meinen Romanen. Sofern Sie mal welche lesen, werden sie meine Vorliebe für das Mäandern erkennen ich schicke meine Protagonisten gerne auf Reisen, doch selten auf direktem Wege. Jedenfalls, ich war wiederholt in Amerika und kehrte stets nach New York zurück, allerdings fühlte sich die Stadt ein jedes Mal anders an. Gerade diese Metropole hat im Laufe der Jahrzehnte so vielen Veränderungen erfahren, die den jeweiligen Zeitgeist (und die Geschichte) widerspiegeln.

Mein New York war zunächst ein einziges Faszinosum, ein Ort, in dem die Häuser wahrlich in den Himmel ragten, ich konnte die Dimensionen zunächst gar nicht fassen. Hinzu kamen etliche dunkle Ecken und Gegenden, von denen man einem abriet; in den nächtlichen Straßen (vor allem entlang der 5th Avenue) lagen Unmengen an Obdachlosen und doch herrschte in den neunziger Jahren (1999) eine andere, optimistischere, kosmopolitischere Stimmung. Und um eine der offensichtlichsten Veränderungen vorwegzunehmen: Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich in den neunziger Jahren die Twin Towers hochfuhr, weil ich unbedingt in diese Bar „Windows on the World“ wollte – man hatte von dort einen ganz wunderbaren Blick auf die Stadt, inklusive Freiheitsstatue.

2009, also etwas mehr als eine Dekade später, als ich dort schließlich an der Rutgers University weilte, herrschte meines Erachtens ein anderer Geist: Die dunkleren Ecken schienen allesamt verschwunden (wie auch all die Obdachlosen aus der alltäglichen Umgebung), die Leute waren überschwänglich freundlich (und dennoch zugeknöpft), es schien nun mehr grundsätzliche Grenzen und Skepsis zu geben, die alte und neue Welt waren zudem politisch merklich auseinandergedriftet. Was sie bald wieder einen sollte, war die Tatsache, dass das Fremde nicht mehr unbedingt als „Bereicherung“ empfunden wurde, und die Twin Towers, nun, Sie kennen ja die ganze leidige Geschichte ...

Und um abschließend noch eine wahre Begebenheit zu zitieren, die ich damals in New York aufschnappte: Ich hörte von einem US-Soldaten in Bagdad, der die Armee der Vereinigten Staaten um die Erlaubnis bat, den Hund von Saddam Hussein mit nach Texas nehmen zu dürfen. Der Wolfshund war während der amerikanischen Angriffe

auf den Republikanischen Palast geflohen und wich US-Soldat Steven Joe seitdem nicht mehr von der Seite. Wie ich den weiteren Gesprächen entnehmen durfte, war die amerikanische Öffentlichkeit gänzlich dagegen, einen irakischen Wolfshund einzubürgern.

Das Reisen ist des Müllers Lust, Teil II

Ja doch, ich bin in den unterschiedlichsten Städten sozialisiert worden, meine sehr geehrten Damen und Herren – geboren wurde ich in Brünn bzw. Brno, der Hauptstadt Mährens, in einem Land, das es heute bekanntlich nicht mehr gibt: der Tschechoslowakei. Relevanter könnte vielleicht meine Beziehung zu Prag sein, die nicht nur literarischen Umständen geschuldet bleibt (Sie ahnen es, die Vorliebe für Kafka, Bohumil Hrabal & Co.), aber auch ein Teil meiner Familie mütterlicherseits lebte da. Und auf dem Weg dorthin besuchte ich als Kind stets eine meiner Großmütter, welche in Deutschbrod (Havlíčkův Brod) beheimatet war, sie be- und geleitete mich oft nach Prag und erzählte mir allerlei Geschichten.

Etwa über das in Deutschfurt präsenste Denkmal des Dichters und Journalisten Karel Havlíček Borovsky, der mit seinen „Tyroler Elegien“ zur Zeit der Donaumonarchie seine Kritik an dieser deutlich zum Ausdruck brachte. Überhaupt, Borovsky war zuvor unter Polizeiaufsicht gestellt worden, man verbot ihm tatsächlich den Aufenthalt in Prag und deportierte ihn nach Brixen, ins Exil. Über dieses wusste er zu notieren: *„Brixen und seine Umgebung ist aufrichtig und kurz gesagt ein miserables, durch Mißbrauch der Religion verdorbenes Nest voll Dummköpfe und Heuchler, mit wenigen Ausnahmen, von denen ich aber nach einem Aufenthalt von 13 Monaten noch keine kennen gelernt habe ... Und Brixen ist in dieser Beziehung nach dem allgemeinen Urteile selbst der Tyroler die schlechteste Gegend!“*

Ich weiß noch, wie ich als Kind zu seiner Statue in Deutschfurt hochblickte und den Mann als gar nicht so übellaunig und unsympathisch empfand, wie es die österreichisch-ungarischen Monarchen darzustellen versuchten. Und gewiss war es auch nachvollziehbar, sich über eine Stadt zu echauffieren, in die man mit Polizeieskorte gebracht worden war. Niemals hätte ich damals allerdings gedacht, dass es mich später selbst nach Wien, der einstigen Metropole dieser seltsamen Monarchen, verschlagen, wo ich fortan so etwas wie eine „home-base“ meines Reiselebens betreiben würde.

Noch aber waren die tschechischen Metropolen für mich maßgeblich, Prag und Brünn, die in den siebziger Jahren ihren ganz eigenen, geheimnisvollen Charme verströmten, kaum zu vergleichen mit den heutigen Verhältnissen, wo an den schönsten Plätzen von damals längst Mc Donalds-Filialen und Co. ihr Unwesen treiben. Beide Städte scheinen mir heute kurzum überrenoviert und zu Tode kommerzialisiert, werden von Touristen überschwemmt und haben in gewisser Hinsicht an Flair eingebüßt, doch für welche der europäischen Großstädte mag das nicht gelten?

Wenn mir Großmutter früher von Prag erzählte (und auch später, nach dem Wendejahr 1989), kam sie immer wieder auf Bohumil Hrabal zu sprechen, der heute nach wie vor zu meinen Lieblingsschriftstellern zählt. Seine erste Prager Wohnung bestand aus einem großen Zimmer auf dem Altstädter Ring, im Haus zur „Steinernen Glocke“, der Vermieter war ein Offizier von der Sittenpolizei, seine Frau war Prostituierte – das hat

Hrabal angeblich gefallen. In den fünfziger Jahren fand dieser dann eine Wohnung im Prager Stadtteil Libeň, einen kleinen Raum, der früher eine Schmiede gewesen sein soll. Überliefert ist vor allem, dass er dort auf einer alten deutschen Perkeo-Schreibmaschine (aus dem Jahr 1905) seine Bücher tippte, und da die Sonne nie in die Wohnung schien, gewöhnte er es sich an, draußen zu arbeiten. Er setzte sich dazu auf das schiefe Dach des alten Schuppens im Hof, die Schreibmaschine platzierte er auf einem Stuhl, die Beine dieses Stuhls schnitt er zuvor entsprechend zu, damit dieser auf dem schiefen Dach stehen konnte. Er selbst setzte sich auf einen kleinen Hocker, dessen Beine er ebenfalls der Schräge des Daches anpasste. Und so hämmerte der Schriftsteller seine Texte in die Maschine und sonnte sich dabei.

Es ist dies eine meiner Lieblingsgeschichten über Hrabal und Prag, die meines Erachtens viel über eine Stadt (und Zeit) aussagt, und ich glaube kaum, dass es jemals wieder so Realität werden wird. Mal abgesehen davon, dass man heutzutage wohl von irgendwelchen Nachbarn angezeigt werden würde und die Feuerwehr käme, um einen vom Dach zu bergen.

Der zugehörige Großvater zu besagter Großmutter, der leider viel zu früh verstarb, war im übrigen Kapellmeister; ich habe leider nicht sehr viele Erinnerungen an ihn, doch sangen wir gemeinsam Lieder, über Brünn und Prag versteht sich. Ich suchte später nach diesen und ähnlichen Musikstücken, um mich besser daran erinnern zu können, wie diese Städte einst auf mich wirkten. Jedenfalls, Ernst Mosch & seine original Egerländer Musikanten (Jahrgang 1925, und ebenfalls in der Tschechoslowakei geboren) waren meinem Großvater wichtig gewesen. *Es war im Sommer, und der Himmel war blau und schön, wie gemacht zum spaziergehen im schönen Prag, am Strand der Moldau gingen wir durch den Sonnenschein in die goldene Stadt hinein, im schönen Prag....*

Ernst Mosch „Im schönen Prag“

[<https://www.youtube.com/watch?v=jJdDsTXFuXg>]

Zu Prag muss ich noch anmerken, dass es im Tschechischen, rein grammatikalisch, ein Femininum darstellt, und wer weiß, wäre Prag ein Mann, wie etwa Berlin, Rom oder London, vielleicht hätte es sich ganz anders entwickelt. Doch Prag ist (wie auch Wien übrigens) eine femme fatale, immer ein wenig unberechenbar, jedenfalls wurde mir das stets so versichert. Man sagte auch, sie, die Prag, trage ihren Namen nach einer „Schwelle“ – prah; und man glaube, hier verlaufe eine der uralten Achsen der Welt.

Wie immer scheint die Wahrheit älter zu sein, der Ort könnte ursprünglich „braga“ geheißen haben, und die Kelten meinten damit den Plural von „brag“, die Sümpfe von einst in der Biegung der Moldau. Undurchdringlich, unzugänglich und unnahbar. Die steinernen Löwen (aus dem böhmischen Wappen) werden bis heute – soweit die Legenden – in der Nacht lebendig und ziehen den Festwagen der Großen Mutter Prag durch die Zeit. Die Diener, die Korybanten, geraten dabei in Trance und schlagen sich während des Gesanges blutige Messerwunden. Und wen diese Mutter, die „Braga“ mit ihrem Bann belegt hat, der ist verloren. Apropos böhmisches Wappen: Dort steht notiert „Die Wahrheit siegt“ – man weiß eben nur nicht wann und welche!

Keinesfalls darf man auch die Dreifaltigkeit dieser Stadt vergessen, die „Tripolis Praga“, ihre tschechische, jüdische und deutsche Substanz. Die Geschichte ließ des öfteren, und in tragischer Weise, vergessen, dass ihr erst diese drei Elemente so etwas wie das Ewige Leben einzuhauchen wussten; und mangelt es an dieser Einheit, so hat auch *die* Prag vieles von ihrer Wesenheit verloren. Es gibt für mich so gesehen keinen anderen Ort in Europa, an dem einem die Nachteile der verlorenen Vielfalt unseres Kontinents so deutlich vor Augen stehen wie hier. Die einstige Symbiose hat fasziniert, widerspruchsvoll, verflochten, verzweigt, hartnäckig allen Vereinheitlichungspredigern widerstehend, bis sie unter dem Anprall des Krieges zusammenbrach.

Brünn wiederum (ein Neutrum übrigens) hatte mit anderen Umständen zu kämpfen – als Industrie- und Messestadt nahezu abgeschrieben, schien es nicht viel auf dem Kasten zu haben. Als sehenswert gelten bis heute neben dem Messegelände mit seinem Turm im Bauhausstil (1928) und der Villa Tugendhat, einem frühen Bau von Mies van der Rohe (1929/30), die funktionalistischen Gebäude des Zentrums. Und natürlich die auffällige Festung Špilberk, die als „Völkergefängnis“ im 18. und 19. Jahrhundert düsteren Ruhm als europäisches Alcatraz erwarb. So mancher Karriere eines politischen Gefangenen (Borovsky lässt grüßen!), der sich gegen das Haus Habsburg stellte, wurde hier mit Nachdruck ein jähes Ende gesetzt.

Neben dem „Brünner Drachen“ (ein ausgestopftes Krokodil, das im Alten Rathaus von der Decke hängt), fand ich es stets erstaunlich, dass im Brünner Mahen-Theater einst 1.365 Glühbirnen leuchteten (1911), die persönlich von Thomas Alva Edison geliefert wurden. Und ob Sie es glauben oder nicht, meine sehr geehrten Damen und Herren, eine dieser Originalglühbirnen funktioniert bis heute, sie hängt links von der Hauptstiege in einer Vitrine.

Das Reisen ist des Müllers Lust, Teil III

Rückblickend betrachtet denke ich, dass meine erste wirkliche Reise, an die ich mich als kleines Kind erinnere und die diesen Terminus auch verdient, von meiner Geburtsstadt Brünn aus an den Eisernen Vorhang führte. Ich kann Ihnen nicht mehr genau den Ort nennen, zu dem mich meine Eltern damals gebracht haben, doch weiß ich heute eines: Sie wollten mir etwas Wichtiges zeigen, einen Ort, ein Niemandsland, das von Grenzposten & hunderte Kilometer langen Stacheldrahtzäunen abgeschirmt wurde – und was dahinter lag, das vermochte ich mir als Kind nicht auszumalen. Meine Mutter sagte nur: *Schau mal, das ist der Kommunismus!*

Erst etwas später (da war ich gut 5 Jahre alt), als mich meine Eltern bereits vermehrt zu meiner Großmutter nach Deutschfurt bzw. für einige Zeit nach Prag zu meinem Onkel brachten, ließ sich dieses Niemandsland besser erahnen: Dahinter musste dieses Österreich liegen, wohin meine Eltern gelegentlich aufbrachen, um mit mir völlig unbekanntem Dingen zurückzukehren: Bananen (die gab es im Ostblock selten), Tieren aus Plastik, Lego, Milka-Schokoladen etc.

Ich war natürlich begeistert von all diesen Sachen und wollte selbst mit den Eltern nach „Rakousko“ (so das tschechische Wort für Österreich) fahren, woraufhin mir diese erklärten, dass dies im Kommunismus nicht möglich sei. Irgendwer müsse immer zu Hause bleiben, gewissermaßen als Pfand, damit die anderen wiederkehren.

Österreich und seine Hauptstadt Wien, in den Erzählungen meiner Eltern klang damals wirklich alles wie ein Wunderland.

Viel später (aber da war ich längst erwachsen) sollte ich erfahren, dass die Tschechen Österreich einst „rakousko“ taufte, weil sie ursprünglich ein Land hinter irgendeiner „ragusa“ meinten, einer Burg, die heute Raabs heißt und deren tschechische Namensform „rakousy“, „rakos“ oder „rak“ assoziiert – irgendein „Schilffels“ oder „Krebsenstein“. Die Österreicher sind demnach für die Tschechen bis heute die „Sumpfbewohner“, irgendwo da unten ...

Sie hingegen gingen davon aus, dass die Tschechen den „Bojern“ hinzuzuzählen seien, einem keltischen Stamm in Mitteleuropa; Tschechien ist demnach nach wie vor das „Heim der Bojer“ – also Böhmen! Die „Bojer“ sind allerdings zugleich die Bayern, welche etymologisch dem gleichen „Nachhall“ verpflichtet bleiben; mir scheint, in Mitteleuropa entpuppt sich ohnedies vieles, das sich zunächst zu unterscheiden scheint, dann doch als eins. Der Name dieser „Bojer“ geht, neben ein paar anderen Deutungen (Krieger, Schläger), auf das lat. Wort „bos“ zurück, das „Rind“. Die Bojer, also Bayer und Böhmen, sind nichts anderes als „Rinderbesitzer“. Oft genug wohl auch nur „Rindsviecher“!

In Wien – und tatsächlich auf der berühmten Ringstraße – sollte ich übrigens später am liebsten meine Zeit verbringen. Ich bewunderte ungläubig all die herrschaftlichen Palais, den Prunk und die Gloria, Wien war jedenfalls für jemanden, der aus einem tendenziell grauen Brunn stammte, eine reine Augenweide. Selbst Prag konnte da nicht mithalten, Farben schienen mir als Kind überhaupt in der Tschechoslowakei Mangelware zu sein (und das lag nicht am Schwarz-Weiß-Fernsehen), die Planwirtschaft ließ da wohl grüßen.

Die Wiener Ringstraße war für mich das „Kernstück“ Wiens, deren Bau auch den Wandel von der Residenzstadt der Donaumonarchie zur europäischen Großstadt markierte. Ab 1858 wurde schließlich mit Nachdruck an der Errichtung des Prachtboulevards gearbeitet, die Bau- und Ziegelerbeiter leisteten Schwerstarbeit, es entstand so die Bezeichnung „Ziegelböhme“ für die meist aus Böhmen zugewanderten Arbeiterinnen und Arbeiter.

Als Bauprojekt mit beeindruckenden Dimensionen zog die Wiener Ringstraße rasch Financiers, Bauherren und Architekten aus ganz Europa an. Der Architekt Gottfried Semper, der das Burgtheater und die Hofmuseen entwarf, stammte aus Hamburg, der Ringstraßen-Planer Ludwig von Förster aus Franken und Theophil Hansen aus Dänemark. Palais an der Ringstraße ließen sich unter anderem die aus der Ukraine stammende Bankiersfamilie Ephrussi, die aus dem wohlhabenden jüdischen Bürgertum Prags kommende Familie Epstein und die aus Rumänien stammende Großhandelsfamilie Todesco erbauen. Die Gebäude an der Wiener Ringstraße zählen nach wie vor bis heute zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Dieser „grandioseste öffentliche Raum Europas“, wie es der Schriftsteller Edmund de Waal erst kürzlich formulierte, formierte sich aus einer Vielfalt der Stile. Der Historismus der Ringstraße nahm sich idealisierter Bauformen an, ausgewählt wurde schließlich jenes historische Modell, das dem Zweck der neuen Gebäude am nächsten kam, etwa der griechische Tempel für das Parlament oder das antike Forum für die Kaiserresidenz. Im Stil der Neorenaissance wurden die Staatsoper, die Universität, die

Börse sowie Kunsthistorisches und Naturhistorisches Museum erbaut, im Neobarock das Burgtheater, für das Rathaus wurde die flämische Gotik gewählt und für die Votivkirche die Neugotik. In Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“ werden die Prachtbauten der Ringstraße übrigens als „Theaterdekorationen einer gehaltlosen Zeit“ bezeichnet.

Ursprünglich waren für die Ringstraße keine Hotelbauten geplant, der neue Boulevard sollte öffentlichen Bauten, Palais und Zinshäusern vorbehalten bleiben. Mit der Weltausstellung 1873 stieg jedoch der Bedarf an repräsentativen Unterkünften und es entstanden noble Hotels wie das Sacher. Das älteste Hotel am Ring ist das 1870 eröffnete Grand Hotel, das eine für die damalige Zeit hochtechnische Ausstattung mit maschinenbetriebenem Lift und Telefon in jedem Zimmer hatte.

Schon in ihrer Entstehungszeit etablierte sich die Ringstraße als Flaniermeile für das Bürgertum. Das Sehen und Gesehen-Werden auf dem neuen Boulevard stellte quasi eine Fortsetzung der früheren Spaziergänge auf den Stadtmauern dar. Ich konnte das lange Zeit gar nicht glauben: Die Ringstraße soll einst eine Stadtmauer gewesen sein, dabei war davon so gut wie nichts mehr zu erkennen. Ich stellte mir später vor, die Mauer wäre immer noch da, wie imposant es doch sein müsste, auf sie zu stoßen und dahinter lägen die inneren Bezirke der Stadt, eingeeigelt und in Sicherheit. Ich hatte sogar bei Mutter nachgefragt, ob den Wien damals so klein gewesen war, dass man es „einmauern“ konnte, und warum man überhaupt eine Mauer brauchte, doch hatte ich nie wirklich eine befriedigende Antwort erhalten. Alle Burgen hatten Mauern, sagte sie und die Vorstellung, Wien wäre irgendwie eine Art von Burg, das ging in meinem Kopf wirklich nicht zusammen.

Das deutsche Wort „Ring“ stammt angeblich von einer Art „Rundstab“ (Runge) ab, der früher als Halte-, Stützstrebe, Stange an einem hölzernen Wagen diente. Das slawische Wort „krug/kruh“ (Kreis, runde Scheibe) ist mit diesem Begriff eng verwandt, selbst ein gewisser „Rang“ (ein gesellschaftlicher) leitet sich davon ab. Als Kind hatte ich nie verstanden, dass ein „Ring“ nicht ausschließlich etwas am Finger benannte, vielmehr alles, das auch nur im Entferntesten wie ein Ring aussah, Straßenzüge oder Menschenansammlungen. Dass man das Wort „Ring“ auch noch verkleinern konnte, demnach zu einem „Ringel“, fand ich ganz ungewöhnlich, wie auch seine Anwendung im Deutschen. Ringelblume. Ringelschwänzchen. Ringelnatter. Ringenspiel ... ich konnte eine ganze Weile lang gar nicht glauben, dass man dieses „wortbildende“ Prinzip nicht beliebig auf alles übertragen durfte, das irgendwie rund wirkte. Ringelwolken. Ringelbäume. Ringelkätzchen und so weiter und so fort. Wirklich fasziniert war ich bei meinen ersten Spaziergängen über den Ring allerdings von der Tatsache, dass es Automaten gab, die Kaugummis ausspuckten, wenn man diese mit etwas Kleingeld fütterte, ich war ganz hin und weg. Mindestens so viel wie Jack Londons Protagonist, der sich über die eigentümlichen Eierbecher wunderte – diese waren mir immerhin als Kind geläufig.

Wenn ich heute über den Ring schlendere, befällt mich tatsächlich Melancholie ... ich blicke zur Universität, an der ich studierte, bleibe vor dem Burgtheater stehen und erinnere mich an die ersten Vorstellungen, eile durch den Volksgarten, setze mich vor das Naturhistorische Museum und erkenne den Jungen in mir, der einst vor gefühlten hundert Jahren auch schon hier auf den Stufen saß. Ich blicke zum Ring und freue mich, wenn eine der alten Straßenbahnen vorbeifährt, die zusehends seltener werden.

Die Ringelbahn, denk ich mir selbst heute noch, auch wenn sie jetzt leider nicht mehr im Kreis fährt ...

Ich denke bisweilen auch an das Wien Stefan Zweigs, das ich heute leider gar nicht mehr erkenne: *Kein Ausländer, der nicht Deutsch verstand, war hier verloren. Überall spürte man dank der Nationaltrachten, die frei und unbekümmert getragen wurden, die farbige Gegenwart der Nachbarländer. Da waren die ungarischen Leibgarden mit ihren Pallaschen und ihren verbrämten Pelzen, da waren die Ammen aus Böhmen mit ihren weiten bunten Röcken, die burgenländischen Bäuerinnen mit ihren gestickten Miedern und Hauben, genau denselben, mit denen sie im Dorf zum Kirchgang gingen; da waren die Marktweiber mit ihren grellen Schürzen und Kopftüchern, da waren die Bosniaken mit ihren kurzen Hosen und rotem Fes, die als Hausierer Tschibuks und Dolche verkauften, die Alpenländer mit ihren nackten Knien und dem Federhut, die galizischen Juden mit ihren Ringellocken und langen Kaftanen, die Ruthenen mit ihren Schafspelzen, die Weinbauern mit ihren blauen Schürzen, und inmitten all dessen als Symbol der Einheit die bunten Uniformen des Militärs und die Soutanen des katholischen Klerus. All das ging in seiner heimischen Tracht in Wien herum, genau so wie in der Heimat; keiner empfand es als ungehörig, denn sie fühlten sich hier zu Hause, es war ihre Hauptstadt, sie waren darin nicht fremd, und man betrachtete sie nicht als Fremde.*

Wir alle werden sehen, meine sehr geehrten Damen und Herren, wohin die Zeiten steuern, Geschichte ist ja an sich etwas Zyklisches, darin mag die Hoffnung und auch der Fluch liegen. *Wien, Wien, nur du allein, sollst stets die Stadt meiner Träume sein! Dort, wo die alten Häuser stehn, dort, wo die lieblichen Mädchen gehen ...* mit dieser mir stets versöhnlichen Melodie, gesungen von Fritz Wunderlich, mag ich Sie in den Abend entlassen, nehmen Sie etwas vom genius loci der mir lieb gewordenen Städte mit und reisen Sie wohl!

Dankeschön!

Fritz Wunderlich, Wien, Wien nur du allein

[<https://www.youtube.com/watch?v=QQWNtkC2fKo>]